

Öffentliches Forum „Wertewandel in der Schweiz : Welche Herausforderungen, heute und morgen ?“ Biel, 8. April 2008

Wertewandel und seine Konsequenzen bei unserer Jugend

Ruth Meyer - Schweizer, emeritierte Professorin für Soziologie an der Universität Bern

Ich möchte im Folgenden mein Thema in vier Abschnitten behandeln: ausgehend von einigen theoretischen Vorbemerkungen, möchte ich einiges sagen über den einschneidenden Wertewandel in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts, dann konkret ein Bild unserer Jugend heute entwerfen und mit ein paar zusammenfassenden Sätzen schliessen.

1. Theoretische Vorbemerkungen

In den achtziger und früheren neunziger Jahren gab es nicht nur in der schweizerischen Öffentlichkeit, aber auch in dieser eine oft recht aufgeregte Diskussion um den Komplex dessen, was man als Wertewandel wahrnahm, und es war dabei nicht selten auch hierzulande von Wertezersfall und auch von Werteverlust die Rede. An dieser Diskussion hat sich auch damals die Neue Helvetische Gesellschaft beteiligt.

Inzwischen sind diesbezüglich, wenn ich recht sehe, einige Beruhigung und pragmatische Nüchternheit eingetreten. Einen zentralen Stellenwert muss sich die Thematik natürlich gerade auch angesichts der Globalisierung und des überaus schnellen strukturellen Wandels, wie Sie sie in Ihrer Tagungsankündigung auch ansprechen, erhalten, und die Chance ist heute sicher grösser als vor zwanzig oder fünfzehn Jahren, dass wir uns ihr auch sachlich unideologisch und unaufgereggt annähern können. Jedenfalls bietet uns heute auch die sozialwissenschaftliche Forschung dazu reichlich Material.

Es ist allerdings keine akademische Spitzfindigkeit, wenn wir zu Beginn nachdrücklich betonen, dass gerade auch bei allem Reden über Werte und Wertewandel der Definitionsfrage höchste Dringlichkeit zukommt – und dies gilt für alle Beteiligten, seien ihre Anliegen primär wissenschaftlicher oder nichtwissenschaftlicher Natur. Ich betone dies so eindringlich, weil hier ein erheblicher Begriffswirrwarr üblich ist. Werte sind zweifellos grundlegende und unausweichliche abstrakte Elemente der menschlichen Sinn- und Handlungsorientierung, welche die Transzendierung des Hier und Jetzt erst ermöglichen. Sie betreffen das, was uns in allen möglichen Lebenssituationen lang- oder kurzfristig *wichtig* bzw. *unwichtig* ist. Sie sind damit zu unterscheiden insbesondere von Normen als spezifischen Wertkonkretisierungen bis hin zu den Rechtsnormen, aber auch von den anderen Sinnorientierungskomponenten wie Einstellungen/Attitüden, Interessen oder Elementen des Wissens. Werte sind niemals als Einzelgrössen zu verstehen, sondern immer nur als Komplexe verschiedener Werte in ihrem situational unterschiedlichen, mehrdimensionalen und oft konfliktreichen Bezug zu einander. Das bereitet auch der Wissenschaft bis heute erhebliche Probleme. So haben Wertehierarchien nur sehr beschränkte Aussagekraft. Es macht aber durchaus auch Sinn zwischen Werten als übergeordneten Zielen und solchen der mehr konkreten Handlungsorientierung zu

unterscheiden. Letztere werden häufig auch als Sekundärtugenden bezeichnet und auf deren Wandel hat sich realiter vor allem die leidige Rede vom Werteverlust bezogen. Denken Sie nur an die viel Ärger verursachende Thematik der Höflichkeit! Werte werden in allen formalen und informellen Bildungsprozessen, in der Auseinandersetzung mit der Umwelt also, lebenslang gelernt und bei raschem Wandel dieser Umwelt in ihrer inhaltlichen Ausgestaltung oder auch in ihrer Priorisierung geändert. Und schliesslich noch eine letzte Anmerkung in diesem Versuch theoretischer Klärung: Werte- und Strukturwandel sind wechselseitig in einander verflochten, sie bedingen und befördern sich gegenseitig. Hier gilt häufig auch das Prinzip der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.

2. Wertewandel in den siebziger Jahren

Empirisch gut belegt ist mittlerweile das Phänomen eines grundsätzlichen und einschneidenden Wertewandels in den westeuropäischen Ländern der späteren sechziger und siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts – die osteuropäischen Länder gehen seit dem Zusammenbruch der totalitären Regime in die gleiche Richtung. Bei allen verbleibenden soziokulturellen Unterschieden im Einzelnen vermochte sich hier überall ein Wertekomplex der langfristigen Zielorientierung in der breiten Bevölkerung deutlich durchzusetzen, dessen Ursprünge zum Teil in die griechische Antike zurückreichen, und der sich im Verlauf der europäischen Geschichte ausformte und spezifizierte, diese Geschichte auch in vielerlei Hinsicht bestimmte, aber, was die breite Bevölkerung betrifft, lange doch recht elitär blieb. Zu diesem Wertekomplex gehören vor allem Freiheit, Autonomie und Selbstverwirklichung, Innerlichkeit und Hochschätzung des alltäglichen Lebens, die Akzeptanz von Pluralität, das heisst eine aktive Toleranz im Sinne des Ertragens von Differenzen – auch im Sinne der Gleichheit und Gleichwertigkeit und der entsprechenden Zuwendung zum anderen Menschen im Dialogischen. Zu diesem Wertekomplex gehört auch ein Verständnis von Rationalität, das sich nicht auf Zweckrationalität reduzieren lässt. Auch die Friedensthematik bekommt in diesem Zusammenhang neuen Auftrieb.

Schlagwortartig könnte man sagen, dass grundsätzlich nun die Werte von Aufklärung und französischer Revolution dominant zu werden vermochten. Abgelöst bzw. in den Hintergrund gedrängt – natürlich nicht vernichtet, aber in den Raum des weniger oder Unwichtigen abgedrängt – wurde der vorher dominante Wertekomplex, der sich aus Werten der Akzeptanz, der Konformität und Traditionalität konstituierte. In diesem Zusammenhang fanden fundamentale Säkularisierungsprozesse statt – nicht, wie wir auch in der Wissenschaft erst im Nachhinein lernten, im Sinne von Abschaffung von Religion und Religiosität, aber im Sinne der Hinterfragung aller institutionellen Autoritäten, sei dies in Kirchen, Familien, der Wirtschaft oder auch der Politik. Alle Autorität – sei sie personeller oder sachlicher Art, wie etwa Normen – wird nun hinterfragbar und muss sich und ihr Tun bzw. ihre Folgen immer wieder legitimieren, will sie Bestand haben. So ziemlich alles wird dadurch relativ und das ist auch gut und funktional so. Denn ermöglicht und beschleunigt wurde dieser Wandel durch die Umbrüche nach dem Zweiten Weltkrieg auf allen ideellen, politischen, wirtschaftlich-technologischen und allgemein gesellschaftlichen Ebenen. Dadurch eröffneten sich immer mehr Gesellschaftsmitgliedern neue Möglichkeiten, dadurch auch vervielfachte sich das Sinndeutungsangebot, dadurch aber wurde der Einzelne immer mehr in die Selbstverantwortung genommen und wird von ihm mehr und mehr Flexibilität und Mobilität, Entscheidungsfähigkeit und Selbstorientierung verlangt. Und dies alles hat sich bekanntlich mit der weiteren Technisierung, der Informatisierung und Globalisierung (sie durchaus nicht nur zu verstehen im wirtschaftlichen Sinn, wie

dies häufig geschieht) seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts noch gewaltig verstärkt. Dies alles führt nun zum Teil auch zu einer Sinndeutungsnot und zu grundlegenden Orientierungsunsicherheiten und damit auch zur Anfälligkeit für rückwärtsgewandte Utopien.

Ein schwer zu handhabendes Problem, das aber in einer modernen – oder meinetwegen auch postmodernen – Welt, ich selbst mag den Begriff allerdings gar nicht, nicht vom Tisch zu wischen, nicht wegzudiskutieren und nicht zu überwinden ist, liegt darin, dass die mit dem neu dominanten Wertekomplex verknüpften Werte im Gegensatz zu den früheren sehr viel definitionsoffener sind und situationsbedingt immer wieder demokratisch und dialogisch neu ausgehandelt werden müssen. Das ist mühsam und führt auch zu vielen Konflikten und Überforderungen. Es ist deswegen nicht erstaunlich, dass Bildungsunterschiede im Hinblick auf den Umgang mit dieser Welt in allen ihren Facetten und damit auch ihren grundlegenden Werten immer deutlicher alle anderen demographischen Unterschiede, etwa zwischen Alt und Jung, zwischen Männern und Frauen usw. übersteigen. Unter all den vielen Bezeichnungen zur Charakterisierung unserer Gesellschaft ist sicher diejenige von der Wissensgesellschaft oder besser der Bildungsgesellschaft die sinnvollste.

3. Wertewandel und die heutige Jugend in der Schweiz

Ich hoffe, wir haben nun eine genügend klärende Grundlage, um einen Blick auf unsere heutige Schweizerjugend zu werfen. Ich ziehe dabei Daten heran, wie wir sie gerade in einem Team vergleichend für die Zwanzigjährigen der Jahre 1979, 1994 und 2003 ausgewertet haben – das Buch erscheint demnächst in der ch-x Reihe. Ich werde Sie nicht mit Tabellen langweilen, sondern versuchen, Ihnen einen zusammenfassenden Überblick über einige mir wichtig erscheinende Ergebnisse im Allgemeinen und dann in den Bereichen Familie, Arbeit und Politik zu geben. Der oben skizzierte Wertewandel lässt sich auch bei den Jugendlichen von 1979 bereits deutlich ablesen. So finden sich traditionelle Werte, Werte der Akzeptanz, also etwa des Gehorsams oder einer stabil vorgegebenen Ordnung, aber auch Werte der Geschichtlichkeit im Sinne von: es war immer so und so ist es auch richtig weit abgeschlagen im Hintergrund, wogegen Werte von Freiheit und Autonomie, von Gleichheit und Mitmenschlichkeit sowie auch Toleranz deutlich in den Vordergrund gerückt sind. Über die drei untersuchten Perioden hinweg ist grundsätzlich viel Stabilität zu beobachten. Nach dem beschriebenen Wandelsschub der 70er Jahre auf der grundlegenden Sinnggebungsebene zeigt sich diesbezüglich nicht mehr grundsätzlich Neues – trotz der raschen Beschleunigung im soziostrukturellen Bereich. Der Weg wird langsam weiter beschritten und seither geht es vor allem um Umsetzungsfragen. Lebensfragen mit stärkerem Ich-Bezug haben gegenüber solchen mit mehr philosophischem Charakter an Bedeutung etwas gewonnen. Die überwiegende Mehrheit unserer heute Zwanzigjährigen blickt zuversichtlich in die eigene Zukunft und fühlt sich auch in der Schweiz wohl. Unsere Jugendlichen zeigen sich mehrheitlich recht pragmatisch und auch zielstrebig.

Wenn wir uns nun konkreten Lebensbereichen zuwenden, so fällt zunächst eine ausserordentlich hohe Familienorientierung auf. Die Herkunftsfamilie ist – trotz aller ihrer strukturellen Veränderungen – für diese Jugend heute eher noch stärker als zuvor Hort der Geborgenheit und der Vorspurung von Lebensmöglichkeiten. So möchte die grosse Mehrheit auch ihre Kinder nicht anders erziehen, als sie selbst dies erfahren haben und von einem Generationenkonflikt ist nicht das Geringste zu spüren. Aber, und da wird die Familienbindung natürlich fragwürdig: parallel etwa zur Pisa-Studie haben auch wir den überaus engen Zusammenhang von elterlicher

Bildung und Bildungschancen der Kinder in der Schweiz feststellen müssen. Trotz aller Bemühungen hat dieser zwischen 1994 und 2003 nur leicht abgenommen. Was die berufliche Arbeit betrifft, so war und ist unsere Jugend durchaus leistungsorientiert. Nur eine kleine Minderheit würde nicht beruflich tätig sein wollen, wenn sie aus anderen Quellen genügend finanzielle Mittel hätte, das heisst aber nicht, dass die berufliche Arbeit an Wichtigkeit über allen anderen Lebensbereichen stünde. Sie figuriert im Mittelfeld und neben der Familie, sowie auch den Freunden wird auch der Freizeit höheres Gewicht beigemessen. Die berufliche Arbeit trägt – natürlich – zur Sinnggebung und Strukturierung des Lebens bei, nimmt aber nach verbreiteter Meinung zeitlich zuviel Raum ein (Teilzeit!).

Motivationsfördernd sind für unsere Jugendlichen vor allem auch emotionale Faktoren am Arbeitsplatz wie das Arbeitsklima, aber auch das Verhältnis zu den Vorgesetzten und danach – stark bildungsabhängig – auch die Weiterbildungsmöglichkeiten. Materielle Aspekte erscheinen als weniger wichtig, obwohl bei ihnen – sicher auch bedingt durch die öffentliche Diskussion zwischen 1994 und 2003 eine leichte Zunahme festzustellen ist. Nachdenklich stimmen muss – auch – in diesem Zusammenhang die dominante Sicherheitsorientierung. Über den ganzen Untersuchungsraum hinweg – also auch heute – gehört die Sicherheit des Arbeitsplatzes zu den Spitzenwerten beruflicher Arbeit. Das mag psychologisch verständlich sein, entspricht aber sicher nicht den realen Gegebenheiten auf den heutigen Arbeitsmärkten. Entsprechend erscheint diese Jugend auch als recht flexibilitäts- und mobilitätsscheu, und auch ihre Bereitschaft zur Verantwortungsübernahme in beruflichen Zusammenhängen lässt meines Erachtens sehr zu wünschen übrig. Hier tun sich Bildungsdefizite auf, die es ernst zu nehmen gilt.

Trotz all unseres Stolzes auf die demokratischen Errungenschaften der Schweiz und auf ihre Tradition war und ist die Politik nach wie vor für unsere jungen Erwachsenen nur eine Nebensache. Weniger als ein Zehntel misst dem öffentlichen Leben im Vergleich zu anderen Lebensbereichen hohe Wichtigkeit zu. Darüber hinaus ist das politische Interesse heute mehr als früher aktualitäts-, ereignis- und medienorientiert und damit auch mehr zyklischen Schwankungen unterworfen – und auch anfälliger nicht zuletzt für rückwärtsgewandte Utopien. Man ist auch vermehrt bereit, unkonventionelle politische Mittel für politische Ziele einzusetzen. Forderungen nach Sicherheit und nationaler Identität liegen im Aufwind. Damit hat auch die Öffnungsbereitschaft generell abgenommen. Einmal mehr zeigen sich aber auch hier grosse Bildungsunterschiede. Verstärkt hat sich generell eine *instrumentelle* Sicht des Gemeinwesens.

4. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass wir gut daran tun, unsere Jugend nicht nach oberflächlichen Vorurteilen einzustufen, sondern sie vertrauensvoll auf eine flexiblere und offenere Auseinandersetzung mit den Anforderungen unserer modernen Welt vorzubereiten. Die Basis ist gut, aber auch die Herausforderung gross.